



Von Katja Schlangen

Wer als Tourist ein Land wie Syrien besucht, bringt gewisse Erwartungen mit. Ein Land unter einer lupenreinen Diktatur, so weit entfernt von unserer Demokratie. Man erwartet Widerstand, Angst, Schrecken und Wut in den Gesichtern der Bewohner. Militär und patrouillierende Polizisten an jeder Straßenecke runden das Klischee ab. Einige dieser Erwartungen bestätigen sich bereits beim Grenzübergang. Etwa die Porträts des Präsidenten Bashar al-Assad und seines Vater, Hafiz al-Assad der mit einem Militärputsch den heutigen Staat Syrien gründete. Von jedem Hotel, jedem Laden und jedem Restaurant aus verfolgen sie einem quer durch Syrien. Oder die häufigen Passkontrollen, welche jeden größeren Ortswechsel begleiten. Doch während man etwa die Ruinen Palmyras erkundet oder durch die Suqs von Aleppo und Damaskus streift, sind die Spuren der herrschenden Diktatur so gut wie unsichtbar. Denn das Leben an sich, der Alltag, ist erstaunlich alltäglich.

Man muss geübte Augen haben um sie zu sehen, die kleinen Unterschiede, die kleinen Zeichen die eine größere Vorsicht verraten, ein gelebtes Misstrauen. Auf den ersten Blick sieht der kleine Platz im Suq Sarouja richtig idyllisch aus. Die kleinen Cafés sind mit Lichterketten geschmückt, Tische und Stühle tummeln sich auf der Straße und müssen zur Seite geräumt werden, wenn ein Auto kommt. Es wird diskutiert, Wasserpfeifen werden geraucht, und immer wieder von Herzen gelacht. Unbeschwertheit schwebt über den kleinen Platz. Erst bei längerem hinsehen bemerkt man die kurzen, huschenden Blicke, welche die Umgebung abtasten. Die winzigen Momente, wo ein lautes Gespräch plötzlich leise wird, Köpfe sich nähern, um die kurzen, flüsternden Sätze zu verstehen. Wer hört dem Gespräch zu? Bei wem muss man misstrauisch sein? Arbeitet Mohammed für die Regierung? Er hat den obligatorischen Militärdienst verweigert und ist ungeschoren davon gekommen. Und was ist mit Mahmud? Wieso hat er so schnell die Genehmigung bekommen, sein Haus zu renovieren und auch noch zu vermieten? Sowas dauert sonst Monate, wenn nicht Jahre. Je näher man hinsieht, umso mehr erkennt man das Misstrauen in den Augen, das System offenbart sich: Die Menschen hier leben in Kreisen. Nur der engste Kreis erlaubt völlige Offenheit. Der nächste Kreis erlaubt teilweise Offenheit. Der äußere Kreis verbietet jegliche Offenheit. Hier bedeutet Offenheit schnell großes Leid, manchmal den Tod. Und dennoch tobt das Leben im Suq Sarouja, die Cafés sind voll, Gelächter erfüllt die Luft, und trotz der potentiell ständig lauenden Gefahr ist die Lebensfreude echt: egal wie die Verhältnisse auch sind, der Mensch will sich arrangieren und sucht Normalität.

Luckman ist ein wahrer Entertainer. Egal wo sich der quirlige Mann mit der heiseren Stimme aufhält, er steht im Mittelpunkt. Die Haare hängen ihm ins Gesicht, sein Fünftagesbart wirkt ungepflegt und tiefe Ringe zieren seine dunklen Augen, doch seine Zuhörer hängen verzaubert an seinen Lippen. Jeden Montag moderiert er die „Poetry Night“, ein Austausch an Gedichten, Kurzgeschichten, Musik und Kunst im Allgemeinen. Er hat ihn selbst ins Leben gerufen. Im Keller eines Nobelhotels versammeln sich Künstler, Zuschauer, ausgewählte Touristen und Geschäftsmänner. Im Poetry Club darf kritisiert werden, weitaus mehr als auf der Straße. Doch man weiß, es gibt Grenzen. Man weiß, keiner dieser Abende bleibt unbeobachtet. Und so schimpft man auf den Rest der Welt, die USA, den Westen. Scherze über das eigene System bleiben klein und harmlos. So klein und so harmlos, dass man sich über das explodierende Gelächter der Zuschauer wundert. Doch so funktioniert die Geheimsprache des Poetry Clubs: indirekte Andeutungen, feine Witze, bloß nichts Direktes, bloß nichts Offensichtliches. Der kleine Kreis der Eingeweihten wird verstehen was gemeint ist. Es ist ein Katz und Maus Spiel

mit der Regierung. Der Einsatz ist die eigene Sicherheit, das eigene Leben.

Eine halbe Stunde nach offiziellem Beginn der Poetry Night ist es immer noch leer, die Künstler lassen sich Zeit, die Uhren laufen hier anders. Langsam trudeln alle ein, bis man sich in dem kleinen Raum kaum noch bewegen kann. Der Geräuschpegel steigt, es wird gelacht, lauthals begrüßt und trotz des Rauchverbotes heimlich die ersten Zigaretten angezündet. Schließlich schiebt sich Luckman durch die Menge in Richtung Mikrophon, eine langwierige Prozedur, da er jeden auf seinem Weg überschwänglich begrüßt. Und dann geht es endlich los.

Poeten und Geschichtserzähler betreten einer nach dem anderen das Rampenlicht. Obwohl die Sprache fremd und unverständlich ist, kann man am Ton des Künstlers und an den Reaktionen des Publikums erfassen, worum es geht. Die Zuschauer fühlen sich ganz als Teil des Programms, sie lachen, seufzen, unterbrechen und kommentieren die Aufführungen der Künstler. Eine tiefe, fast greifbare Verbundenheit entsteht zwischen Künstler und Publikum. Trotz, oder vielleicht gerade wegen der allgegenwärtigen Gefahr bedeutet Kunst hier im Poetry Club etwas Gemeinsames, Lebendiges und Verbindendes.

Am Ende des Abends richtet sich der Scheinwerfer auf eine Gruppe im Publikum. Iraker, ins Nachbarland Syrien geflüchtet vor dem tödlichen und unberechenbaren Chaos in ihrem Land. Ein Mann mit schmalen Gesicht und akkurat rasierten Bart zupft an den zwölf Saiten eines gitarrenähnlichen Instruments: der Aoud. Er entlockt ihr melancholische Klänge. Und dann setzt der Gesang ein. Der erste Ton, den der beliebte Sänger herauspresst lässt das Blut in den Adern gefrieren. Mehr Schrei als Gesang erzählt er von Trauer, Wut und übergroßem Schmerz. Bagdad, singt er, Bagdad! Ich habe Dein Gesicht vergessen, ich weiß nicht mehr, wie du aussiehst“. In den Augen der Zuschauer, ob Iraker oder Syrer, sammeln sich Tränen, Hände werden demonstrativ an die Herzen gepresst und eine kleine Gruppe Männer dreht sich langsam tanzend in der Mitte des Raumes. Die offen zur Schau gestellten Emotionen erzeugen eine ungewohnte, lebendige Stimmung. Einfach, simpel und dennoch tief und echt. So emotional kann eine Kritik an Amerika sein.

Die Poetry Night kann die Eingangspforte zur echten Offenheit sein. Nicht öffentlich, im kleinen Kreis, im harten Kern. Hat man sich als würdig erwiesen darf man sich an der Hand eines Einheimischen, in den kleinen Gassen von Damaskus verirren. Es geht tief in die Altstadt, an uralten, sandfarbenen Wänden mit winzigen, dunklen Türen entlang, eine gleicht der anderen. Allein der Begleiter kennt die richtige Tür. Nach einem Klopfzeichen öffnet sie sich, heraus quillt eine Wolke aus Zigarettdunst, in dem sich schemenhafte Gestalten befinden. Haben sich die Augen an den Rauch gewöhnt, kann man einen kleinen Raum ausmachen. Freundlich wird man begrüßt. Luckman ist schon da, er gestikuliert in einer Diskussion mit Abed- Marxist durch und durch. Viele Gesichter kennt man schon von der Poetry Night. Es wird englisch gesprochen. Die Nacht gehört der Debatte, jeder mit jedem, kreuz und quer. Journalisten, Künstler, Professoren diskutieren über Demokratie, Religion, Amerika, den Irak, über Erdöl und Wirtschaft, über Leben und Tod.

Zigaretten, Bier, Arraq, Nüsse, Chips, Backgammon- und immer wieder Luckman, der die Gespräche dominiert, steuert, vertieft oder in Witze zerpulvert. Irgendwann hat man als Ausländer auch den letzten Test bestanden, und die Gespräche drehen sich nun um Syrien, um Assad, um den allgegenwärtigen Geheimdienst. Fast alle hier haben ihre Erlebnisse, fast alle hier waren irgendwann einmal doch zu laut, haben doch dem Falschen gegenüber ihre wahre

Meinung geäußert, haben bezahlt dafür. Und können doch nicht schweigen.

Hier hat man ihn gefunden, den Intellektuellen Untergrund! Macht man es sich nun dort gemütlich und bleibt ein paar Tage, so kann man seine Lebendigkeit erfahren und sich in Diskussionen verlieren. Menschen werden kommen und gehen. Selten wird Ruhe einkehren, selten wird man allein sein und niemals wird der Qualm sich verziehen.

Doch Luckman und seine kritischen Freunde bilden nur einen kleinen Teil der Gesellschaft, nur eine Sichtweise, nur eine Wahrheit von vielen.

In Tadmur (Palmyra) erlebt man die Wahrheit der armen, einfachen Menschen auf dem Lande. Ihr politisches Denken dreht sich im wesentlichen um die Beschaffung der täglichen Nahrung, das Geld für die Schule, für Medikamente. Auch sie suchen Veränderung, aber diese Veränderung betrifft lediglich ein Auskommen ohne Sorgen, etwas mehr Wohlstand. Sie leben in großen Familien tief verwurzelt in uralten Strukturen und Traditionen, die sich möglichst nicht ändern sollten. Darin kennt man sich aus, damit kann man umgehen, das hat Jahrhunderte gut funktioniert.



Und in Aleppo gibt es wieder eine weitere Wahrheit. Abdul, etwa dreißig Jahre alt führt eine Unterkunft für Rucksackreisende. Er sieht jungenhaft und fröhlich aus, seine Augen blitzen schelmisch durch die eckige Brille. Fragt man ihn, wie er die Situation in Aleppo einschätze, so bekommt man immer die selbe Antwort: „Alles ist gut, Syrien ist schön!“. Politik ist für Abdul zweitrangig, an erster Stelle stehen erst Mal sein Geschäft, Geld verdienen, Partys feiern und

Spaß haben. Der Kontakt zu den Touristen und ihrem Geld ermöglicht ihm das. Und die Aufstände in Hama und Damaskus? „Alles Idioten, meint Abdul, schlecht für den Tourismus“. Abdul hat das Hotel seines Vaters übernommen, und es mit seiner charmanten und fürsorglichen Art bis in den Lonely Planet geschafft. Seitdem lief das Geschäft so gut wie nie zuvor. Oft war das Hotel ausgebucht und Abdul konnte sich voll und ganz den Touristen widmen, ihnen Aleppo zeigen und mit ihnen jeden Abend auf einer anderen Party tanzen. Dann stürzten Ben Ali in Tunesien und Mubarak in Ägypten. In Libyen, Jemen, ja sogar in Spanien und Nordamerika gingen die Menschen, teils unter Lebensgefahr auf die Straße um gegen die Regierung zu protestieren. So auch in Syrien und Abdul musste zusehen wie sich sein Hotel immer mehr leerte, die Touristen blieben aus. Die Schuld dafür gibt er den „Aufständischen“. Und mit dieser Meinung steht Abdul nicht alleine. Vielen großen und kleinen Geschäftsleuten ging es nicht schlecht unter dem Assad Regime, der Tourismus stieg in den letzten Jahren stetig an und die Geschäfte liefen gut. Vielen Menschen in Syrien ging es tatsächlich von Jahr zu Jahr etwas besser, sie konnten sich hier und da etwas mehr leisten. Andererseits sind etwa die Preise für Benzin und Lebensmittel deutlich gestiegen. Trotzdem fühlte es sich für viele Syrer an, als wenn es langsam aufwärts ginge. Fast alle haben sich auf die eine oder andere Art längst mit dem System arrangiert, eine Veränderung würde das vielleicht, vermutlich, wahrscheinlich alles wieder zerstören. Und irgendwie haben sie es geschafft, Assad vom System zu trennen. Der Geheimdienst, das willkürliche Rechtssystem und all diese Dinge- das war irgendwie nicht Assad, das waren irgendwie die anderen. Hier war Pro Assad nicht zwangsläufig Pro System. Assad stand in weiten Teilen der Bevölkerung für Aufbruch, für Moderne, für Verbesserung.

Wie überall auf der Welt hat fast jeder Mensch seine ganz eigenen, persönlichen Wünsche und Bedürfnisse, die häufig an seine alltägliche Situation geknüpft sind und darüber hinausgehende Werte und Möglichkeiten oft vernachlässigen. Nicht vergessen sollte man ebenso, dass die Bevölkerung in Syrien extrem vielfältig ist. Inner- islamische Religionsströmungen wie auch nicht- islamische Religionen, unterschiedliche Ethnien und Volkszugehörigkeiten bilden in Syrien eine äußerst filigrane und somit höchst verletzbare Gemeinschaft. Zudem liegt Syrien geradezu im Brennpunkt des Nahen Ostens und damit massiv im Focus nicht nur der Nachbarländer sondern weltweiter Interessen, die religiös, politisch und wirtschaftlich oft extrem konträr geprägt sind. Der Gedanke irgend eines glatten, möglichst humanen Überganges zu etwas Neuem und Besserem erscheint angesichts dieser realen Zerreißprobe fast illusionär. Der wachsenden Opposition in Syrien ist dies völlig klar. Trotzdem riskiert und opfert sie Ihr Leben für dieses ungewisse Neue, für eine erhofft positive Veränderung der momentanen Verhältnisse Tag für Tag. Und wirft damit trotz der geographischen Entfernung eine elementare Frage auch in das Leben jedes Einzelnen von uns: Für welche Werte wollen oder sollten wir einstehen?